

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Stephanienbad in Beiertheim

[urn:nbn:de:bsz:31-218970](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-218970)

Das Stephanienbad in Beiertheim

Von Fritz Hugenschmidt, Pfleger für die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Karlsruhe

II.

Im Karlsruher Adreßbuch für 1953 wurden die Leser mit der Geschichte des Stephanienbades in Beiertheim bekannt gemacht. Als das große Gesellschaftshaus an der Alb nach den Plänen Weinbrenners entstanden war, konnte der Dichter Max von Schenkendorf während seines Karlsruher Aufenthaltes das von Rüppurr her fröhlich heranziehende Bächlein noch als „lieber Felsensohn“ besingen, der dem Rheine zueile, um in den Armen des alten Riesen zu sterben. Heute wird wohl niemand mehr für das trübe Wasser so schöne Worte finden.

Im Frühjahr 1817 hatte der Bauherr des Bades, Andreas Marbe von der Frau Großherzogin die Genehmigung erhalten, sein Etablissement „Stephanienbad“ heißen zu dürfen. Er hatte das ohne die Mitwirkung der Direktion des Murg- und Pfinkreises erreicht. Die hohe Bürokratie scheint recht verschnupft gewesen zu sein, daß sie dabei so ganz übergangen worden war. Es sollte zwar gegen die Erlaubnis nichts erinnert werden, aber das Landamt erhielt doch den Auftrag, dem Marbe verweisend bemerklich zu machen, es sei nicht im Wege der Ordnung gewesen, daß er „mit Umgehung seiner vorgetzten amtlichen Behörde, sich unmittelbar an die höchste Person der Frau Großherzogin gewandt habe“.

Der Badwirt sah den Namen „Stephanienbad“ als eine Verpflichtung an und legte großen Wert auf eine wohlgepflegte Anlage. Aber er fand dafür bei den Beiertheimern nicht viel Verständnis. Er sei gewohnt — schrieb Marbe im Februar 1817 an das Landamt —, daß man ihm bei allem Schwierigkeiten mache. Jetzt wolle man ihm den Gebrauch der Brücke über die Alb und des Weges bis zu seinen jenseits liegenden Gebäulichkeiten und seinem Wiesplatz verwehren. Ein weiterer Streit drehte sich um die Unterhaltung der Wege und um eine Abzugsdohle. Ein Monat später beschwerte Marbe sich nochmals: die Mauer längs des in die Alb führenden Viehweges drohe einzustürzen, weil die Gemeinde diesen nicht habe pflästern lassen.

Es wurde schon im letztjährigen Aufsatz gesagt, daß des Badwirts Finanzen auf schwachen Füßen standen. Aber er kämpfte tapfer um die Erhaltung seines Werkes. Außer dem berühmten Bäderspezialisten Hofmedikus Dr. Koelreuter suchte Marbe auch die staatliche Sanitätsbehörde vor seinen Wagen zu spannen. Am 10. Juli 1818 erhielt Marbe von Koelreuter ein freundliches Schreiben, worin er ihm mit Vergnügen bezeugte, daß er suche seiner Kunstbadeanstalt die möglichste Vollkommenheit zu geben. Sie verdiene als eine der ersten in Deutschland betrachtet und benützt zu werden. Schon vor 6 Jahren seien mit Beifall der großherzogl. Sanitätskommission künstliche Stahl- und Schwefelbäder eingerichtet worden. Jetzt wolle Marbe „Vorrichtungen zu Dampfbädern, sowohl zu einfachen, als auch zu solchen mit den flüchtigen Teilen aromatischer Kräuter anfertigen lassen und ebenso auch zu künstlichen, mineralischen Dampfbädern, welche allen denen als wünschenswerten Ersatz gelten können, die den Gebrauch der natürlichen der Art aus irgend einem Grund nicht wohl zu vermitteln im Stande sind“. „Wo die Natur“, so schrieb Koelreuter weiter, „als treues Vorbild gedient hat und verständig danach gearbeitet worden, da ist die Nachahmung wirksam und immer dankenswert, was auch jeder Unbefangene zu würdigen versteht“.

Koelreuters Gutachten mag den Badwirt ermuntert haben sich auch an die General-Sanitäts-Kommission zu wenden. mit dem Ersuchen um Prüfung und Begeutachtung seiner Kunstbäder. Er habe das zunächst recht gewagte und kostspielige Unternehmen nach und nach bedeutend erweitert. Was anfangs nur eine Liebhaberei einer gewissen Klasse der Einwohner in der Residenz zu sein schien, wuchs zu einem gewissen allgemeinen Bedürfnis.“

Der Prüfungsbericht der Kommission scheint nicht ganz so günstig ausgefallen zu sein. wie der Koelreuters. Das Ministerium des Innern eröffnete daraufhin dem Landamt: Die Einrichtung des Bades ist im allgemeinen zweckmäßig. Es werden aber gewünscht:

1. Eigene abgesonderte Kabinette für die Schwefelbäder.
2. Sämtliche Badzuber sind in- und auswendig mit Olfarbe, am besten kupferrot, zu streichen.
3. In jedem Badkabinett ist ein Schellenzug so anzubringen, daß bei jedem Schellen vor dem Badzimmer eine Klappe fällt.
4. Die Dampfbäder sind in ihrem gegenwärtigen Zustand unbrauchbar. Sie sollten wie in Baden-Baden eingerichtet werden.

Sobald diese Verbesserungen vorgenommen sind, wird die öffentliche Empfehlung nicht versagt werden.

Im Sommer des nächsten Jahres bat Marbe das Ministerium des Innern wieder um Prüfung des Bades und Erteilung eines Zeugnisses, das er veröffentlichen könne. Schon nach wenigen Tagen untersuchten der Geheime Hofrat Dr. Teuffel und Med.-Rat Dr. Schrickel die Anlage. Die Herren bezeugten dem Badwirt, daß er alle Wünsche der Sanitätskommission befriedigt habe. Es wurde auch anerkannt, daß das Dampfbad jetzt zweckmäßig eingerichtet sei.

Auf diese gute Beurteilung seines Unternehmens hin, faßte Marbe den Mut, dem neuen Großherzog Ludwig I. seine Sorgen anzuvertrauen und ihn um Hilfe zu bitten. In seiner Bittschrift schilderte der von Gläubigern bedrängte Mann das Entstehen des Bades. An Stelle einer Bretterhütte stehe jetzt zum Vergnügen des Karlsruher Publikums ein großes, mit allen Bequemlichkeiten eingerichtetes Gebäude. Die 12 Badegemächer seien auf 36 vermehrt worden. Wenn auch zur Förderung seines Unternehmens ihm das Holz unentgeltlich verabreicht und das Ohmgeld für den Wein bisher erlassen worden sei, so hätten doch die großen Aufwendungen ihn in Schulden geraten lassen. Zur Unterstützung wünschte der Badwirt die Erweiterung seines Privilegs auf das ganze Stadtgebiet. Dann bat er um die Zuweisung von jährlich 60 Klafter Holz. Er müsse vieles ohne Nutzen verbrennen, um stets mit Badwasser bereit zu sein.

Die Vorstellung Marbes v. 5. Sept. 1819 ging aus der Audienz an das Ministerium des Innern und von da an die Direktion des Murg- und Pfinkreises. Volle 6 Monate verstrichen, bis an das Innenministerium zurückberichtet wurde: Marbe habe mit seinem Bad einem lange gefühlten dringenden Bedürfnis abgeholfen und er verdiene Berücksichtigung. Diese dürfe aber nicht mißbraucht werden. Die Polizeidirektion sage, bei Marbe sei in der Wirtschaft alles doppelt so teuer, wie in Karlsruhe und doch nicht so gut. Damit vertreibe er die Gäste. Eine verbilligte Holzzuweisung an das Bad war vom Oberforstamt abgelehnt worden. Die hohe Obrigkeit glaubte, wenn der Badwirt die Gäste gut bediene, so werde er ohne besondere Vergünstigung ein gutes Auskommen finden. Sein Bad dürfte wohl noch lange in Karlsruhe und dessen Umgebung das einzige bleiben. „Zu bedauern ist übrigens, daß Marbe für sein in Form und Ausdehnung unnötiges Wirtshaus ein unverhältnismäßig großes, sich schlecht interessierendes (verzinsendes) Kapital aufzuwenden verleitet wurde.“ — Wer hat ihn dazu verleitet? Die Akten schweigen darüber.

Auf Grund dieses Berichtes lehnte das Innenministerium alle dem Großherzog vorgetragene Wünsche ab. Aber der tapfere Mann hoffte weiter. Als es zu Anfang 1820 hieß, in Rüppurr sei salinisches Schwefelwasser entdeckt worden, erklärte Marbe sofort, er sei bereit, dieses Wasser durch eine Deichelleitung in sein Bad zu führen, falls dessen Heilkraft sich erweise. Es ist aber seither von diesem Wasser nie mehr die Rede.

Im Spätjahr 1811 hatte Marbes Tochter Auguste den Sohn des Schwanenwirts und Bäckermeisters Trissler in Karlsruhe geheiratet und einige Zeit nachher übergab Vater Marbe die Wirtschaft im Stephanienbad seinem Schwiegersohn. Er übernahm dagegen die Führung des Gasthauses zum Rappen an der Langenstraße in Karlsruhe, das dem Oberbürgermeister Bernhard Gottlieb Dollmättsch gehörte. Dieser war 1822 auch noch Abgeordneter seiner Stadt in der 2. Kammer des Landtags geworden und hat wohl nicht ungern sich vom Wirtschafts-

betrieb entlastet. Das Gasthaus blieb damit in den Händen der Verwandtschaft. Eine Schwester des Rappenwirts Dollmättsch war 1821 die Frau eines Brudersohnes von Andreas Marbe, des Bierbrauers Karl Marbe geworden.

Aber schon im Juni 1822 starb Frau Trissler, Marbes Tochter. Ihr hinterlassener Mann scheint im Stephanienbad nicht gut getan zu haben. Am 5. März 1823 lud der Badwirt Georg Christian Trissler durch die Zeitung alle Liebhaber von Weißzeug, Schreinwerk, Bettwerk, Frauenkleidern, Wirtschaftsgeräten und sonstigen Fahrnissen zu einer Versteigerung ein. Wenige Tage nachher zeigte Marbe im Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt „einem verehrlichen in- und auswärtigen Publikum“ an, daß er die Wirtschaft im Beiertheimer Bad wieder selbst übernommen habe. Sich empfehlend bemerkte er dazu noch, für Badegäste, die wie ehemals längere Zeit bei ihm verweilen wollten, ständen schöne Wohnzimmer mit allen Bequemlichkeiten jederzeit bereit. Um Mißverständnisse zu vermeiden, fügte er hinzu, daß er die Wirtschaft im Gasthof zum Rappen mit dem gleichen Eifer wie bisher weiterführe. Dort hatte Marbe einen billigen Kosttisch eingerichtet, wo ein jeder nach Belieben einzeln speisen konnte. Für 10—18 kr. versprach er gute Mahlzeiten, mit Suppe, Fleisch, Gemüse und Brot.

An „der Herren Fastnacht“ und der darauffolgenden allgemeinen Fastnacht wurde im Stephanienbad geküchelt und den Tanzlustigen Krapfen angeboten. Auf Ostermontag 1823 setzte Marbe — zum ersten Mal in diesem Jahr — wieder eine Tanzbelustigung an und am Osterdienstag fand das „bekannte Eyerlesen“ statt. Am zweiten Pfingstfeiertag und am darauffolgenden Dienstagmittag sollte wieder getanzt werden und das Publikum sich bei einem Baumklettern vergnügen können. An den nächsten Sonntagen versprach Marbe im Stephanienbad Table d'hôte zu halten, das Gedeck zu 48 Kreuzer.

Unermüdllich suchte der Badwirt durch Zeitungsanzeigen auf seine Unternehmen aufmerksam zu machen und wenn es nur mit der Nachricht war, daß er die Störungen zwischen ihm und seinem Tochtermann durch einen Abfindungsvertrag behoben habe. Marbe muß eifrig den Kalender studiert haben, damit ihm ja keine Jahreszeit und kein Tag entgehe, an dem er seinen Gästen schicklicher Weise etwas besonderes bieten konnte. Unermüdllich sann der gute Mann auf neuen Kurzweil für seine Besucher. Im Sommer erfreute er die Karlsruher Feinschmecker mit frischen Edelkrebsen. Am Sonntag, dem 28. Sept. 1823, hielt er ein Erntefest ab und verband dieses mit einem Bauernpferdewettrennen. Natürlich durfte auch der Tanz in den beiden Sälen nicht fehlen. Auf Sonntag, den 19. Okt. 1823, stellte Marbe den „Liebhabern des ländlichen Vergnügens“ etwas Besonderes, „eine bisher dahier unbekannte Belustigung, den H a s e n s c h l a g“ in Aussicht. Drei Wochen später war im Stephanienbad das Fest der Beiertheimer Kirchweih mit Musik und Tanz fällig.

Am 8. Dez. 1818 war Großherzogin Stephanie Witwe geworden und sie verlegte ihren Sitz nach Mannheim. Die „Französin“ hatte in Karlsruhe nichts mehr zu sagen. Sollte es eine Treuekundgebung für die einstige Gönnerin sein, oder war es das Reklamebedürfnis, wenn der Badwirt stets in der Zeitung auf ihren Namenstag am 26. Dez. die Tanzliebhaber in seine Säle einlud? Selbstverständlich feierte Marbe auch am 9. Febr. den Geburtstag des Landesherrn, Großherzog Ludwig I. Abends 6 Uhr begann im Stephanienbad ein Bürgerball mit musikalischer Unterhaltung und Gesang. Der Eintritt kostete 30 kr. Wer mit der Chaise sich in der Wohnung abholen lassen wollte, konnte diesen Wunsch im Gasthaus zum „Weißen Bären“ (nahe beim Ettlinger Tor) anbringen.

Die Karlsruher scheinen mehr des Vergnügens wegen nach dem Stephanienbad gekommen zu sein, als um die Kunstbäder zu benutzen. Zur Beschaffung der Mittel für ihre Unterhaltung wäre aber ein starker Besuch nötig gewesen. Marbe hoffte wohl diese durch den Wirtschaftsbetrieb zu gewinnen. Das scheint aber nicht möglich gewesen zu sein.

Im Frühjahr 1823 untersuchte Dr. Waldmann im Auftrag des Landphysikates Karlsruhe die Anstalt und er fand allerlei zu beanstanden. Die Aufbewahrung der Präparate für die vier Schwefelbäder gefiel ihm gar nicht. Marbe solle diese von den Badenden mitbringen lassen. Das Dampfbad ließ, nach des Doktors Meinung immer

noch zu wünschen übrig. Der Anstrich der Badekabinetts sah sehr abgenutzt aus. Sonst hatte Dr. Waldmann alles recht sauber vorgefunden. Marbe versprach sein möglichstes zu tun, um den guten Ruf des Bades zu erhalten.

Noch ehe der Bericht an die Sanitätskommission fertiggestellt war, ließ Marbe schon ein „hochzuverehrendes Publikum“ wissen, daß das Bad jetzt vorschriftsmäßig eingerichtet sei. Man könne wieder Stahl-, Schwefel-, Dampf-, Dusch- und Kräuterbäder nach Vorschrift des Herrn Hofmedikus Dr. Koelreuter bekommen. Ein einzelnes Bad kostete 24 kr. Fleißige Badbesucher zahlten für ein halbes Abonnement mit 15 Bäder nur noch 4 fl. statt 4 fl. 30 kr.

Im Sommer hielt das Landphysikat nochmals eine Nachschau im Stephanienbad. Die Badewannen waren jetzt frisch gestrichen und neben dem Dampfbad stand für die Kranken ein Zimmer zum Ruhen bereit. Marbe machte dazu noch in der Zeitung bekannt, es gebe bei ihm jeden Freitag frisch gebackene Waffeln und Hippen als vorzügliche Zugabe zum Wein und mürbe Bretzeln zu einem guten Rahmkaffee. An diesen Tagen könnten die hochverehrlichen Gesellschaften sich im Garten am Spiel der Waldhornisten erfreuen.

Die meisten Gäste mochten glauben, im Stephanienbad sei alles in bester Ordnung. Es war trügerischer Schein. Sämtliche Gebäude waren bereits verpfändet. Schließlich kam Marbe auf den Gedanken, sein Etablissement in einer Lotterie auszuspielen. Schweren Herzens trug er diesen Plan im August 1824 in einer Bittschrift dem Großherzog vor. Er führe jetzt ein so sorgenvolles Leben, daß er sehen müsse, wie er diesen Zustand beende. Der Badwirt ging ins sechzigste, seine Frau ins sechsfünfundzigste Lebensjahr. Beide fühlten die Gebrechen des herannahenden Alters. — Das Gesuch verfiel der Ablehnung.

Ein Jahr später wiederholte Marbe seine Bitte. Sie war wieder umsonst. Der gute Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß eine Lotterie ihn retten könnte. Im Sommer 1825 wandte er sich zum dritten Mal an den Großherzog. Tausend und tausend Gulden wandern in auswärtige Lotterien — so meinte er —, ohne die geringste Hoffnung, daß je auch nur ein Kreuzer wieder badisch wird. Ihm aber würde durch Gewährung seiner Bitte geholfen. — Die erneute Abweisung konnte ihn nicht abschrecken, sein Gesuch zum vierten Mal dem Großherzog vorzutragen. Eine Lotterie könnte die Creditoren befriedigen und für seine eigene Existenz sowie für die seiner zwei verwaisten Enkelkinder sorgen.

Die Eingabe ging wieder den üblichen Instanzenweg, aber diesmal mit mehr Glück. Wider alles erwarten genehmigte Großherzog Ludwig gegen Ende März 1829 die Lotterie. Das Gesuch war vom Schriftverfasser H a f f n e r aufgesetzt worden. Er bekam als Taxe und für Stempelgebühren 1 fl. 6 kr.

Die Lotterie scheint aus nicht mehr bekannten Gründen unterblieben zu sein. Vermutlich hatte eine günstige Verpachtung der Wirtschaft dem Badbesitzer neue Hoffnung gegeben. Am Sonntag, 25. März 1827, beschloß Marbe seine Wirtschaftsführung im Stephanienbad mit Musik und Tanz bei freiem Eintritt. Vier Tage später teilte der neue Wirt, Georg Konrad R u t h im Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt dem dahiesigen Publikum mit, daß er am künftigen Sonntag die von ihm gepachtete Wirtschaft eröffnen werde.

Der neue Wirt war ein gelehriger Schüler Marbes. Auch er setzte fleißig Anzeigen in die Zeitung. Einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum empfahl er „frisches Backwerk und Harmoniemusik, die jeden Samstag bei ihm anzutreffen seien. Tanzen und eierlesen konnte man auch bei ihm an den beiden Nachosterfeiertagen. Ebenso wurden am Pfingstmontag und -dienstag Tanz und Baumklettern gehalten. Den Sommer über richtete Ruth jeden Freitag ein Casino für Honorationen ein, „wie solches vor mehreren Jahren im Stephanienbad bestanden hatte“. — Der Eintritt kostete 30 kr.

Die Feindschaft gegen Marbe scheint von den Beierheimern auch auf seinen Nachfolger übertragen worden zu sein. Schon im Sommer 1827 hatte Ruth Veranlassung, sich im Wochenblatt gegen Verleumdungen zu wehren. Begütigend fügte er aber hinzu, man könne bei ihm jeden Tag frische Fische bekommen.

So sehr Marbe sich bemühte den guten Ruf seiner Anstalt zu erhalten, so gelang es ihm doch nicht, den Abstieg zu verhindern. Im Spätherbst 1827 warf das

Landphysikat ihm vor, die hölzernen Badzuber seien polizeiwidrig. Es wurde ihr Ersatz durch Badewannen aus Steingut oder Metall, innert zwei Jahren verlangt. Aber dazu fehlten dem Badbesitzer die nötigen Mittel. Es wird ihm wohl nicht leicht gefallen sein, seine bisher ausgedehnte Ökonomie „ins Kleinere“ zu ziehen. Er setzte zum Verkaufe aus: 6 Vielerl Gartenland in den Augärten, mitten in der Allee, im besten Zustand, mit 60 tragbaren Obstbäumen der edelsten Sorten, mit Spalier- und Zwerchbäumen, wie auch mit Reben von bester Qualität reichlich versehen, ferner ebendort ein Viertel Garten, auf den alten Rüppurrer Weg stoßend. Weiter ließ Marbe den Wein, der noch in seinem Besitz war, gegen Baarzahlung versteigern: 15—16 Ohm 1819^{er} Oberländer- und 5—6 Ohm 1820^{er} Oberländer-Wein, dazu vier neue, in Eisen gebundene Transportfässer.

Sonst war es Marbes Stolz gewesen, seine Bäder das ganze Jahr offen zu halten. Im Winter 1827/28 mußten Gäste sich eine Stunde vor ihrem Eintreffen anmelden um in einem warmen Zimmer baden zu können. Eine Woche nach Ostern des nächsten Jahres wurde das Bad wieder ständig offen gehalten.

Seit Hebels Tagen hatte sich in Karlsruhe gar Vieles geändert. Die Zeiten waren vorbei, in denen die Leute lieber ins Badhaus nach Beiertheim zum Tanz, als in das Großherzogliche Hoftheater gingen. Im gleichen Maß wie ihre Ansprüche stiegen, wuchs auch Marbes Kummer. Die Polizeidirektion mußte Klagen entgegennehmen wegen dem schlechten Zustand des Bades. Es war dem Badwirt nicht mehr möglich, auf die frühere Höhe zu kommen. Nach einem arbeitsreichen Leben wurde Marbe gegen Ende 1831 durch den Tod aller Sorgen enthoben. So mußte er wenigstens nicht zusehen, wie seine Schöpfung unter den Hammer kam. Am 18. Jan. 1832 fielen die zur Gantmasse des Verstorbenen gehörigen Badwirtschaftsgebäude zum dritten und letzten Male der Versteigerung anheim. Seine Frau Anna Katharina geb. Kammerer überlebte ihren Gatten um 15 Jahre.

Der Nachfolger Marbes führte das Bad in der bisherigen Weise fort. Georg Ruth blieb zunächst Wirt im Stephaniensbad. Ihm folgte Daniel Siegele. 1833 empfahl die Badanstalt von Siegele im Karlsruher Tagblatt ihre Stahl-, Douche- und Tropfbäder. Abonnenten wurden zu jeder Tageszeit in einer Chaise zu Hause abgeholt und wieder heimgefahren.

Ende Februar 1840 ließ Siegele durch den Karlsruher Advokaten Heunisch das Landamt um die Erlaubnis bitten, ein unterschlächtiges Wasserrad in die am Badhaus vorbeifließende Alb einlegen zu dürfen. Bisher war das Wasser durch Menschenhand heraufgepumpt worden, ohne daß man daran dachte, die Wasserkraft zum Füllen der Reservoirs zu verwenden. Zimmermeister Georg Küentzle hatte zu der neuen Einrichtung eine Zeichnung gefertigt. Bürgermeister Braun erhob gegen den Plan keine Einwendungen. Auch die Wasser- und Straßenbau-Inspektion war damit einverstanden, sofern man keinen Schwellbau einlege und nicht durch feste Bauwerke das Flußbett verschmälere. Siegele gab sich mit den Bedingungen zufrieden. Nur der Gemeinderat der Großherzogl. Residenzstadt erhob Einsprache. Man wollte aus sanitätspolizeilichen Gründen Herr des Albwassers werden. Advokat Heunisch konnte jedoch alle Bedenken zerstreuen.

Siegele scheint mit der Anlage keine Seide gesponnen zu haben. Offenbar fehlten auch ihm zum richtigen Betrieb die nötigen Mittel. Auf Klagen wegen der Verwahrlosung des Beiertheimer Flußbades ordnete die hohe Obrigkeit im Sommer 1858 eine Untersuchung durch den Gendarmerie-Brigadier Steiner an. Badwirt Siegele hielt diesem entgegen, die Ettlinger Müller verschmutzten das Wasser, indem sie ihre Spreu in die Alb wüfeln. Er sei übrigens gar nicht verpflichtet ein Flußbad zu unterhalten. Das sei eine Gefälligkeit von seiner Seite. Die Konzession laute nur auf warme Bäder. Zu großartigen Einrichtungen könne er sich nicht verstehen, da bei dem niedrigen Preis für Flußbäder kein Nutzen herauskomme. Wenn zuviel von ihm verlangt werde, dann schließe er das Flußbad. Das Ettlinger Bezirksamt mußte nun erneut den Müllern die Verunreinigung der Alb durch Spreu verbieten.

Wenn schon Siegele die nötigen Mittel fehlten, um das so schön, in einem großen Park vor der Stadt gelegene Bad zur Blüte zu bringen, so kamen seine Nach-

folger erst recht nicht weiter. Das Stephaniensbad geriet in die Hände von Leuten, die meist hier ihr Geld einbrockten und dann fallit gingen. Neben dem Bad war noch eine Lohnwäscherei eingerichtet worden.

Das ging so weiter, bis 1880 ein gebürtiger Hannoveraner namens Karl Knust das Anwesen für 48 000 Mark erwarb. Dieser und sein Sohn haben interessante Aufzeichnungen hinterlassen, in denen unter anderem erzählt wird, daß zur Zeit des Kaufes in den Gebäulichkeiten 15 Mieter hausten. Wie sehr alles verlottert war, mag daraus ersehen werden, daß zwei Glaser 14 Tage zu arbeiten hatten um nur die Fenster in Ordnung zu bringen.

Karl Knust hatte in seiner Heimat, in Alfeld (Hannover) das Schmiedehandwerk erlernt und war dann auf die Wanderschaft gegangen. Da sah der intelligente junge Mann sich erst in Norddeutschland, dann in Frankreich, Österreich und in der Schweiz um. Von Basel her zog er Karlsruhe zu. Hier traf er eine mächtig aufblühende Stadt. Seit Marbes Zeiten hatte sich die Bevölkerung vervierfacht. Bis 1880 war sie auf rd. 50 000 Seelen gewachsen. Für den jungen Gesellen gab es hier Arbeit in Fülle. Er fand sie in der Wagenfabrik von Ulrich Kautt an der Waldhornstraße und in dem großen Betrieb von Schmieder u. Meyer, zwischen der Karlsstraße und dem Beiertheimer Wäldchen (heute Schmiederplatz). Dann landete Knust bei der Schmiedemeisterswitwe Regina Barbara Süpfle an der Rüppurrer Straße und übernahm da die Führung des Geschäfts, bis er im Frühjahr 1871 die Witfrau heiratete. In den folgenden Jahren (es war in der sog. Gründerzeit) bekam seine Schmiede reichlich gutbezahlte Aufträge. Sie arbeitete u. a. für die neue städtische Festhalle, für den neuen Friedhof, die Villa Bürklin an der Kriegstraße, den Stadtgarten und andere Objekte.

Als Knust 1880 das Stephaniensbad kaufte, konnte er zur Zahlung des Preises sein im Kriege von 1866 in der Heimat durch Preußen beschlagnahmtes und jetzt freigegebenes Vermögen mitverwenden. Das Haus an der Rüppurrer Straße behielt er als vorsichtiger Geschäftsmann als Reserve, für den Fall, daß sein neues Unternehmen schief gehen sollte.

Am Fastnachtdienstag 1880 rückte Knust im Stephaniensbad ein. Hier wartete ein Übermaß an Arbeit auf ihn. Zu dem Anwesen gehörte außer dem großen Weinbrennerbau und dem Flußbad an der Alb eine Waschküche für Handwäscherei und ein Wannenbad, sowie eine Dampfkessel- und Pumpenanlage für die Bäder, doch war alles in verfallenen Zustand. Der neue Besitzer hatte sich vorgenommen, zunächst vor allem die Wäscherei zu betreiben. Aber als in den Sommern 1880 und 1881 das 10-Pfennig-Flußbad und auch die 8 Einzelkabinen einen über Erwarten hohen Ertrag brachten, änderte Knust seinen Plan und ließ nun die Flußbadeanstalt neu bauen. Kein geringerer als Dr. Jos. Durm, Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe unterstützte ihn mit seinem Rat. Der Meister war ihm durch Arbeiten an seinen Bauten wohlbekannt. Die Anlage an der Alb, die 32 Einzelkabinen, ein Schwimmbad für Männer und ein großes Bassin von geringerer Tiefe für Knaben erhielt, kostete 30 000 Mk. Außerdem wurden eine Auskleidehalle und 42 Einzelauskleidezellen eingerichtet. Später kam noch ein Damenschwimmbad hinzu. Besonderen Spaß machte es den jungen Leuten, wenn sie sich im „Wellenbad“ dem anbrausenden Wasser entgegenwerfen konnten. Für diese Einrichtung war der Bau einer größeren Schleuse nötig geworden. Der gute Besuch des Freibades verschaffte dem Badbesitzer die Mittel, in den kommenden Jahren die warmen Bäder und die Waschanstalt zu erneuern.

In Beiertheim war man jetzt dem Bad an der Alb freundlicher gesinnt, als zu Weinbrenners und Marbes Zeiten. Im Sommer 1898 erklärte sich die Gemeinde bereit, gegen eine Unterpfandsverschreibung auf das Anwesen zum Ausbau des Stephaniensbades dem Besitzer 57 000 Mk. zu 4% Zins aus ihrer Kasse zur Verfügung zu stellen.

Im Mai 1902 beendete Karl Knust — erst 58jährig — sein arbeitsreiches Leben. Das Stephaniensbad ging nun auf seinen Sohn Karl August über, der nicht weniger unternehmend war wie der Vater. Der alte Knust hatte schon vorgehabt, die Waschanstalt weiter auszubauen, um die Anlage im Winter, wenn das Frei-

bad stillag, nutzbringender zu machen. Der Sohn brachte jetzt diesen Plan zur Ausführung. Das Waschhaus wurde mit zwei Zentrifugen und einer großen Waschmaschine versehen und in einem Anbau an das Kesselhaus erhielt eine neue Dampfmaschine und die große Dampfmaschine ihren Platz. Den vermehrten Wasserbedarf mußte eine neue Pumpe herbeischaffen.

Die Unternehmungslust des jüngeren Knust war damit noch nicht befriedigt. Im Jahre 1903 — es sind also jetzt rund 50 Jahre her und mancher ältere Karlsruher wird sich aus seiner Jugendzeit noch daran erinnern — erweiterte er das Stephanienbad durch das „Erste Karlsruher Licht-, Luft- und Sonnenbad“. Das war für die damalige sittenstrenge Residenz etwas Unerhörtes. Ärzte und Behörden sträubten sich dagegen. Der Kreisarzt Dr. Kaiser sprach von einem neuen Schwindel der Naturheilmethode und verlangte, daß das Bezirksamt die Genehmigung versage. Die Geistlichkeit wettete von der Kanzel herab, gegen die drohende Sittenverderbnis. Das Sonnenbad setzte sich aber dennoch durch. Die Bauerlaubnis war aber an die Bedingung geknüpft worden, daß der Unternehmer zwischen der Männer- und Frauenabteilung zwei Holzwände in 50 cm Abstand, 2,50 Meter hoch, errichten lasse. Vorsichtigerweise mußten die Fugen noch mit Leisten gedeckt werden.

Mitten im schönsten Aufblühen und Gedeihen erlosch unerwartet schnell der Glanz des Stephanienbades. Der Bau des neuen Karlsruher Hauptbahnhofes wurde sein Unglück, weil das Anwesen in dessen Bereich fiel. Da die Generaldirektion der Badischen Staatseisenbahnen mit Knust über den Kauf des Grundstückes nicht einig wurde, kam es zu einem mehrere Jahre dauernden Enteignungsprozeß, der bis vor das Reichsgericht in Leipzig führte. Hier bekam Knust eine Entschädigung von 350 000 Mark zugesprochen. 1905 mußte der Betrieb des Bades und der Wäscherei aufgegeben werden. Wo einst fröhliche Menschen sich der Sonne und des Wassergeplätschers erfreuten, wurde ein mächtiger, haushoher Bahndamm aufgeschüttet, unter dem die Badebecken verschwanden. Dort ruhen sie heute noch. Die Alb erhielt ein neues Bett und die Gegend bekam ein völlig verändertes Gesicht. Herr Johann Peter Hebel würde sich heute im Stephanienbad kaum mehr auskennen. Er würde auch die riesige kanadische Pappel, die im Garten stand, nicht mehr finden. Als sie gefällt wurde, soll sie die größte ihrer Art in Europa gewesen sein. Ein polierte Querschnittsbeispiel des Stammes war vor dem Kriege in der Gewerbeschule am Lidellplatz zu sehen.

Die Bahn benötigte nicht das ganze Grundstück. Der große Weinbrennerbau blieb erhalten, aber für ihn fing nun das Trauern an. Im Schatten des Bahndammes, der einstigen schönen Fernsicht beraubt, konnte eine Wirtschaft hier nicht mehr recht gedeihen. Schließlich übernahm die Stadt den Rest des stark entwerteten Anwesens. Das Wirtshaus „Zum Stephanienbad“ verlor immer mehr an Ansehen. Alte Beiertheimer erzählen heute noch, wie bis zum ersten Weltkrieg hier die Studenten ihre verbotenen Mensuren ausfochten. Sogar von Stuttgart her seien sie gekommen, um im Stephanienbad ihre „Schmisse“ zu holen.

Für die Stadt war das Gebäude eine Last geworden und es wird ihr lieb gewesen sein, daß es von der Evangelischen Kirchengemeinde am 15. Juni 1926 in Miete übernommen wurde. Der große Saal sollte künftig als Raum für den Gottesdienst verwendet werden. Außerdem wollte man in dem Gebäude noch eine Schwesternstation und einen Kindergarten für den Stadtteil Beiertheim unterbringen. Nach dem politischen Umsturz von 1933 wurde das Mietverhältnis aber unsicher. Seit die Stadt im Jahre 1936 das Haus dem Reichsrundfunk zur Einrichtung einer Sendestelle angeboten hatte, fürchtete die Gemeinde eine kurzfristige Kündigung. Es wurde daher von kirchlicher Seite ein Kauf des Stephanienbades in Aussicht genommen.

Zur Finanzierung des Erwerbes mußten ziemlich verschlungene Wege gegangen werden. Sie liefen darauf hinaus, daß das „Evangelische Stift“ den 1921 von ihm erworbenen Schmiederplatz an Zahlungsstatt für das Stephanienbad an die Stadt abtrat. Er war für das Stift unverwertbar geworden, seit der Polizeipräsident den Platz aus „Luftschutzgründen“ mit einem Bebauungsverbot belegt hatte. Die damalige Stadtverwaltung hatte es darauf abgesehen, den ganzen großen Schmiederplatz

für Aufmärsche und Festlichkeiten in die Hände zu bekommen. Es war für sie nicht schwer auszurechnen, wann dem evangelischen Stift der Abwertungsschulden und der durch die Jahre hindurch aufgelaufenen Steuerforderungen wegen, die Luft ausgehen und es dem Verkauf — auch zu wenig günstigen Bedingungen — „gerne“ zustimmen würde.

Am 1. Januar 1942 ging das Stephanienbad an die evang. Gemeinde über und gleichzeitig — so war ausbedungen worden — der Schmiederplatz in den Besitz der Stadt. Für das Anwesen in Beiertheim waren 54 000 RM. (das heißt 30,50 RM, für den qm) verlangt und für den Schmiederplatz eine Kaufsumme von 354 000 RM. (24,25 für den qm) errechnet worden. Die Beurkundung des Kaufes vor dem Notar wurde erst am 13. Juni 1944 vorgenommen. Es hatte sich herausgestellt, daß die Hölzer des Dachstuhles vom „Holzbock“ befallen waren. Durch Vergasen und Auswechseln von Balken mußte der Schaden erst behoben werden.

Ein Vierteljahr später gingen zwei Sprengbomben — sie hatten dem Bahnhof gegolten — neben dem Gebäude nieder und richteten großen Schaden an. Der Angriff vom 4. Dez. 1944 machte das Haus vollends unbenutzbar. Regen und Schnee, Wind und Wetter setzten in den nächsten Jahren — besonders auf der Seite gegen den Bahndamm — das Zerstörungswerk fort.

Nach dem Kriegsende gab die Evang. Kirchengemeinde sich alle Mühe den Bau wieder instand zu setzen. Unter Hinweis auf die Verhältnisse, die zum Kauf des Stephanienbades geführt hatten, wurde die Stadtverwaltung um ihre Hilfe bei der Beschaffung der nötigen Baumaterialien ersucht. Mehr als Vertröstungen auf später war damals (1947) nicht zu bekommen. Jene Zeit liegt noch so nahe und doch wird jetzt kaum mehr daran gedacht, welche Mühe die Beschaffung nur weniger Backsteine oder Ziegel damals verursachte. Dem Ausbau beschädigter Wohnhäuser mußte der Vorrang gelassen werden.

Nicht weniger Sorgen bereitete den kirchlichen Stellen die Finanzierung des Bauvorhabens. Bei der großen Zahl der beschädigten und der zerstörten Kirchen und Pfarrhäuser konnte der Evang. Oberkirchenrat unmöglich alle Aufbauwünsche in kurzer Zeit befriedigen. Die Baukommission der Kirchengemeinde schätzte in ihrer Sitzung vom 23. Mai 1950 die Kosten für die Sicherungsarbeiten am Dach und an der Süd- und Westseite des Stephanienbades im I. Bauabschnitt auf rd. 35 000 DM. Äußerste Anstrengungen waren nötig, um der Melanchthonpfarre wieder zu ihrem Gotteshaus zu verhelfen. Das Badische Landesdenkmalamt übernahm es, für den unter Denkmalschutz stehenden Weinbrennerbau vom Präsidium des Landesbezirks Baden — Abt. Kultus und Unterricht — aus Denkmalpflegemitteln die nötigen Beihilfen zu erwirken. Die Stadt Karlsruhe hatte s. Z. mit dem Tausch des alten Stephanienbades gegen den wertvollen Schmiederplatz ein so gutes Geschäft gemacht, daß sie jetzt, unter den geänderten politischen Verhältnissen mit ihrer Hilfe nicht zurückstehen wollte. Aber so ganz ohne Widerspruch ging das nicht. Bei der Etatsberatung übte ein „Stadtvater“ erhebliche Kritik an der Ausgabe von 10 000 DM. für die „Zehntscheuer“, wie er den Weinbrennerbau an der Alb titulierte.

Unter der Leitung des Architekten Hermann Zell war als erstes das Dach erneuert und das morsche Fachwerk im oberen Stock auf der Südwestseite durch massives Mauerwerk ersetzt worden. Nachdem noch die Öffnungen in den Umfassungswänden neue Fenster erhalten hatten, konnte der Bau jetzt als wetterfest angesehen werden und damit war das zur Erhaltung Wichtigste geleistet.

Im Innern mußte sich der Fortgang der Arbeiten nach den zur Verfügung stehenden Geldern richten. Immerhin war es am Pfingstmontag, dem 2. Juni 1952, so weit, daß der große Vorraum auf der Eingangsseite in einer würdigen Feierstunde dem Pfarrherrn der Melanchthonpfarre Richard Oest und seiner Gemeinde übergeben werden konnte. Bis zur Fertigstellung des großen Kirchensaales wird der Raum an Sonntagen für den Gottesdienst verwendet. Werktags dient er dem Kindergarten. Der Altar ist dann in einer Nische hinter einem Vorhang verborgen.

Die weiteren Instandsetzungen dürften noch eine Weile auf sich warten lassen, da die Mittel für den Ausbau nur langsam zusammenkommen.